Lebensabend in Küsnacht

Marie Lucie Fischer

Wir waren eine junge Familie mit zwei kleinen Buben und wohnten in der Stadt Zürich. Die Einrichtung unserer Mietwohnung war mehr als bescheiden, denn wir hatten damals, als das erste Kind sich meldete, mit dieser Bescheidenheit vorliebgenommen. Mein Mann war gerade mit dem Studium fertig geworden und sah eine Stelle als Sekundarlehrer vor sich, da kündigte ich die meinige als Primarlehrerin. Obschon es unserem Haushalt gut getan hätte, noch dies und das anzuschaffen, stellten wir uns ganz auf das Kind ein. Dem Rat eines Kollegen, Mutterschaftsurlaub zu beantragen, wollte ich nicht folgen. Wenn ich schon Mutter würde, dachte ich, wollte ich dies ganz sein. Wann immer ich Schüler in meiner Klasse hatte, die grosse erzieherische Schwierigkeiten machten, war die Erzeugerin eine Karrierefrau. Mir war klar, dass eine Mutter nicht ohne schädliche Folgen für das Kind durch Krippe, Hort oder Grossmutter ersetzt werden kann. Die Entscheidung fiel mir allerdings nicht schwer. «Muss das schön sein», malte ich mir aus, «ohne Stundenplan den Haushalt zu besorgen, auf dem Markt Gemüse und Blumen einzukaufen und leckere Menus auszudenken, die mehr als nur zehn Minuten für die Zubereitung erfordern. Dann werde ich auch wieder die Kraft finden, Klavier zu spielen und ohne einzuschlafen in einem Buch zu lesen!»

Die Kinder kamen und wir behalfen uns mit ausgeliehenen Kinderwagen und -bettchen. Dann erbte meine eigene Mutter etwas Geld und kaufte mir in der Leinenweberei Langenthal eine grosszügige Wäscheaussteuer. Sie konnte nämlich nicht mit ansehen, wie ich mit acht Migros-Leintüchern auskommen musste. Der Zustupf tat unserem Haushalt wohl und ich liebte es nun, meine Wäsche im Winde flattern zu sehen.

Weg von der Stadt

Dann kam der grosse Augenblick, da wir ein Inserat lasen, worin die Schule von Zumikon einen Lehrer suchte und dazu ein Haus zur Miete anbot. Ich packte meine zwei Bübchen auf den klapprigen Kinderwagen und fuhr mit der Forchbahn in das besagte Dorf hinaus. Dort fragte ich nach dem Lehrerhaus im Chapf und stiess meine Fracht den Berg empor. Was ich antraf, überstieg meine tollsten Wünsche. Unterhalb des herbstlichen Waldrandes stand das angebaute Einfamilienhaus an einem Strässchen ohne Durchgangsverkehr. Viele Kinder spielten auf Wiesen und in Gärten. Eine Baumhütte fiel meinen Buben sofort in die Augen. Mein Blick schweifte über Hügel und Wälder bis zu den Schneebergen am Horizont.

Ich eilte nach Hause und schilderte meinem Gatten das Paradies, das ich angetroffen hatte. Der konnte natürlich nicht anders als zupacken. Es liess sich alles gut an. Er bekam die Stelle, und so zogen wir im Frühling 1962 aufs Land hinaus. Eine weitere kleine Erbschaft gab uns die Mittel, endlich gute Möbel anzuschaffen, so dass wir unsere Büchergestelle aus Brettern und Backsteinen in Schuhgestelle umwandelten und in den Keller verbannten. Die glänzenden Gesamtausgaben und speziellen Handbücher – in

der Verlobungszeit anstatt der Wäsche angeschafft – prangten in Wohn- und Arbeitszimmer.

Jetzt wohnten wir auf dem schönsten Plätzchen der Erde. Aus Stubenfenster und Balkon blickten wir auf den Alpenkranz. Die Buben spielten im Garten oder mischten sich unter die Nachbarskinder auf der Strasse. Ich brauchte mit ihnen keinen fernen Spielplatz mehr aufzusuchen. Der Sandhaufen befand sich vor dem Haus, und im Sommer füllten wir Gelten und Planschbecken auf der Wiese. Ich begann meinen Garten zu bestellen. Bei trockenem Wetter stand ich wie ein Feldherr im Mittelpunkt des Grundstückes und zielte mit dem Wendrohr des Schlauches in die entferntesten Ecken. In der kalten Jahreszeit fühlten wir uns besonders privilegiert, wenn wir vom Sonnenschein aufs neblige Unterland hinabschauen durften.

Mein Mann arbeitete sich an der neuen Schule ein. Er empfand es nach der sparsamen Stadt als sehr angenehm, mit dem Budget einer wohlhabenden Landgemeinde alles

Hier am Chapf in Zumikon haben Söhne und Tochter eine glückliche Kindheit verlebt. Der Ginkgo biloba ragt weit übers Dach hinaus.

Nötige für den Unterricht anzuschaffen. Er selber legte sich aber auch kräftig ins Zeug. Für seine Schüler war ihm keine Arbeit zuviel; er war bald bei Kindern, Eltern und Schulpflegern geschätzt.

Da wir uns hier rundum wohl fühlten, wünschten wir noch ein drittes Kind. So kam denn ein Schwesterchen zu den Brüdern hinzu.

Unser Haus war jetzt zwar anständig ausgestattet, aber Luxus konnten wir uns nach wie vor nicht leisten. Wir blieben in den Ferien zu Hause, hüteten die Katzen der Nachbarn und ernteten deren Beeren im Garten. Ein Auto war zu teuer, darum mussten wir uns fürs Einkaufen geschickt einrichten. Anfangs brachte der Volg die Nahrungsmittel auf meinen Küchentisch. Dann wurde dieser Lieferdienst eingestellt, und wir waren auf den Migros-Wagen angewiesen. Dieser kam zweimal in der Woche an den Chapf gefahren, wo ihn ein Trüppchen Hausfrauen freudig empfing. Man lernte sich beim Warten kennen und erfuhr, was in andern Häusern vor sich ging. Ein altes Fräulein erzählte aus früheren Zeiten. Sie berichtete von der Erleichterung, als die Forchbahn gebaut worden war. Da brauchten sie nicht mehr zu Fuss nach Zürich zu wandern oder bei einem Milchmann aufzuhocken. Der Vater habe anfangs bei ihrer Heimkunft aus der Stadt stets gefragt, ob es Leute in der Bahn gehabt hätte. Er fürchtete nämlich, dass sie nicht rentiere und dann wieder abgeschafft würde. Unsere Familie war natürlich auch dankbar um die *Frida*, die uns mit der Stadt verband.

Der See lockt

Eines Tages zeigte ich meinen Buben vom Balkon aus den kleinen Spickel vom Zürichsee, den wir sehen konnten. Dort unten liege Küsnacht, und dorthin wollten wir heute wandern. Es brauchte aber immer ein spannendes Ziel, um die beiden in die Ferne zu bringen. Diesmal sollte es das Dampfschiff sein, mit dem wir nach Zürich fahren wollten. Die Wanderung durchs Küsnachter Tobel dauerte über zwei Stunden. Leider lud der Bach nicht zum Spielen ein. Seifenschaum lagerte zwischen den Steinen, und Badezimmergeruch erfüllte die Umgebung. Das schnell anwachsende Zumikon verfügte nämlich noch nicht über eine leistungsfähige Kläranlage. Diese wurde dann auf Drängen der Küsnachter hin erst noch gebaut. Im Dorf unten zeigte ich den Kindern die Wasserstandsmarken an den Häusern und erzählte von den beiden Überschwemmungen. Nun wussten sie, warum der harmlose Bach seine vielen Treppenstufen bekommen hatte. Als Höhepunkt der Reise bestiegen wir das Schiff und genossen die Fahrt bis zum Bürkliplatz. Am Stadelhofen wartete die Forchbahn, die uns wieder an unseren Berg zurückbrachte.

Abschied

So verstrich denn die Zeit bis zur Pensionierung, die uns am Anfang noch wie die Unendlichkeit selber vorgekommen war. Der *Ginkgo biloba*, den wir gleich nach dem Einzug neben das Haus gepflanzt hatten, ragte mittlerweile weit über das Dach hinaus. Seine goldenen Blätter füllten jeden Herbst einen riesigen Kratten. Leider wurde jetzt die Aussicht auf die Berge von Nachbars Bäumen zugedeckt. Ein Gipfel nach dem andern war hinter Haselstauden und Föhren verschwunden. Zuletzt sahen wir nur noch den Rigi durch eine Baumlücke hindurch. Die Kinder waren ausgeflogen. Der Migros-Wagen kam schon lange

nicht mehr in unsere Gegend. Wir brauchten ihn auch nicht mehr, denn wir hatten uns schliesslich ebenfalls ein Auto angeschafft. Was wir aber brauchten, war ein neues Zuhause. Das unsrige gehörte der Schule, wir mussten es räumen.

Wir wollten das Dorf verlassen, dessen Bürgerrecht wir inzwischen erworben hatten. Mein Mann getraute sich nämlich kaum mehr zur Post hinunter. Hinter jeder Ecke hervor rief man ihn an und wollte mit ihm plaudern; er galt eben als leutseliger Spassmacher. Aber er war die Rolle des Unterhalters müde geworden und wollte eigentlich nur noch in Ruhe gelassen werden. Auch war es ihm peinlich, wenn er die Namen ehemaliger Schüler, deren Eltern oder die der Zivilschutz-Kameraden nicht mehr wusste. Irgendwo wohnen, wo einen niemand kennt, das wünschte er sich sehnlichst.

Auf an den oberen Zürichsee

Wir suchten im ganzen Kanton nach einer neuen Bleibe. Da meldeten uns Freunde aus Stäfa, sie wollten umziehen und ihre Wohnung wäre zu haben. Wir kannten ihren grossen Balkon mit Blick auf See und Berge, darum betrachteten wir das Angebot als Fügung und sagten zu.

Schweren Herzens packte mein Ehemann seine vielen Bücher in Kisten und schaute am Ende traurig auf unser langjähriges Heim. Hier hatten Söhne und Tochter eine glückliche Kindheit verlebt. Auch das liebe Büsi hatte sein ganzes Katzenleben bei uns verbringen dürfen. Ich hingegen war froh, dass ich das verwohnte, unbequeme Häuschen verlassen konnte. Im Garten hatte ich wegen meiner Rückenschmerzen ohnehin nur noch das Nötigste besorgt, und auch das war mir zuviel geworden. Der Fluglärm war dann hinterher auch ein Grund, uns den Wegzug nicht mehr zu Herzen zu nehmen. Wir hätten uns direkt unter den dröhnenden Maschinen befunden.

In der ersten Nacht in Stäfa machte mein Mann kein Auge zu. Er hatte sich beim Umzug an der Schulter verletzt. Dann drangen schale Gerüche der unter uns wohnenden Nachbarn in sein Schlafzimmer. Morgens um vier Uhr trampelte die Zeitungsausträgerin zwischen den Häusern hin und her und liess die Briefkastendeckel klappern. Beim Frühstück erklärte er mit ernster Bestimmtheit, da wolle er nicht bleiben. «Was habe ich hier zwischen Mutzmalen und Mühlehölzli am sehr oberen Zürichsee zu suchen, fernab von der heimatlichen Stadt?» Er nahm mir das Versprechen ab, dass wir gleich wieder nach etwas anderem suchen würden, näher bei Zürich. Und vor allem dürfe die Wohnung nicht über einer liegen, wo Zigarettenrauch und fremde Küchendünste heraufkröchen.

Ankunft in Küsnacht

Also suchten wir weiter. Durch Zufall wurde ausserhalb der Zügeltermine in Küsnacht etwas frei, das alle unsere Wünsche befriedigte. Nahe dem Pflegeheim Bethesda fanden wir eine schmucke Parterrewohnung.

Da leben wir jetzt auch schon wieder zehn Jahre neben einer Obstplantage in Waldesnähe und unterhalb von Zumikon. Mit der Stadt Zürich sind wir durch den Bus verbunden, der uns in knapp zwanzig Minuten ans Bellevue bringt. Ein Coop-Laden ist zu Fuss in fünf Minuten erreichbar – alles in allem ein ideales Plätzchen für alte Leute.

Auf Spaziergängen zum Rumensee sehen wir uns wie früher dem vertrauten Albis ge-

genüber und nicht mehr dem fremden Etzel und Hohronen. Wir fühlen uns in der Gegend wieder zu Hause. Ich meldete mich gleich als Mitglied bei der Kulturellen Vereinigung Küsnacht an und erhalte seitdem die Einladungen zu Vorträgen und Führungen. Alfred Egli etwa versteht es meisterhaft, die Vergangenheit des Dorfes aufleben zu lassen. Er zeigte uns das rosarote Haus an der Schiedhaldenstrasse, wo Thomas Mann von seinem Mahagonischreibtisch aus auf den Zürichsee blickte, den Wangensbach, wo der Revolutionär Mazzini sich versteckte, oder den Seehof, wo C.F. Meyer den *Rappen des Komturs* zu Papier brachte. Eglis spannenden Schilderungen in makellosem Zürichdeutsch lauscht man mit grossem Vergnügen. Besonders eindrücklich erlebte ich die Fahrt mit dem Schiff der Seepolizei dem Ufer entlang. Ausgehend vom Kamin der Firma Terlinden über die Villa Kakshouri bis zu Tina Turners Wohnhaus konnte der kundige Küsnachter uns alle wichtigen Gebäude zeigen und benennen. Man staunt, wer alles in Küsnacht lebt und gelebt hat. Dagegen nimmt sich das ehemalige arme Bauerndorf am Chapf oben fast ein wenig geschichtslos aus.

Hier in Itschnach leben noch andere «heruntergekommene» Zumiker, denen man im Bus oder im Laden begegnet. Man sagt sich du, weil man einst an gemeinsamen Festen, Kursen oder Rääbeliechtliumzügen teilgenommen hat. Alle fühlen sich nun auch im grösseren und anonymeren Küsnacht wohl.

Manchmal aber, im Herbst, spaziere ich über die Letzistrasse zur Isleren empor, wo sich einem fast ganz Zumikon öffnet. Dort kann ich unseren goldenen *Ginkgo biloba* in der Sonne leuchten sehen.

Da wohnen wir jetzt auch schon wieder zehn Jahre: unterhalb des Bethesda-Seeleins in Küsnacht-Itschnach.

Weitere Informationen auf www.ortsgeschichte-kuesnacht.ch